

Julia Heinemann, **Verwandtsein und Herrschen. Die Königinmutter Catherine de Médicis und ihre Kinder in Briefen 1560–1589** (= Pariser Historische Studien, Bd. 118), Heidelberg: Heidelberg University Publishing 2020, 520 S., EUR 49,90, ISBN 978-3968220239.

Catherine de Médicis (1519–1589) ist als französische Regentin und Königinmutter schon lange Gegenstand der Historiografie und war als solche sehr unterschiedlichen, jedoch meist negativen Deutungen unterworfen – von der ‚bösen Königin(-mutter)‘, die 1572 das Massaker an den französischen Hugenotten angezettelt haben soll, bis hin zur manipulativen und machtbesessenen Frau, die ihren Söhnen die Königsherrschaft streitig machte oder diese sogar – zumal als ‚Italienerin‘ und damit als ‚Fremde‘ – gegen die Regeln der französischen Monarchie usurpierte. In der jüngeren, feministisch inspirierten Geschichtsschreibung dient sie hingegen als weibliche Vorbildfigur und als interessantes Gegenbeispiel zu den gängigen Vorstellungen zum Verhältnis von Herrschaft und Geschlecht in der Vergangenheit.

Wie Julia Heinemann in der Einleitung zu ihrem Buch betont, ist Catherine de Médicis jedoch bislang als *verwandtschaftliche Figur* in der historischen Forschung kaum in Erscheinung getreten. Einige neuere Forschungen zeigen immerhin das Potenzial der Integration verwandtschaftlicher Perspektiven, die Position der Königin/Königinmutter/Regentin als integrales, legitimes Element der französischen Königsherrschaft zu charakterisieren, während die stärker politikgeschichtlich ausgerichtete Forschung bisher angesichts ihrer Regentschaft von einem „coup d’État“ der Königinmutter sprach – was eher auf einen ‚irregulären‘ Akt der Herrschaftsübernahme durch Catherine de Médicis verweist als systematische Zusammenhänge aufzuzeigen. Tatsächlich war es in der Frühen Neuzeit ganz allgemein auch weniger ‚die Frau‘ als ‚die Mutter‘, die in den Mittelpunkt der Regentschaftsdiskurse gerückt wurde, wie etwa Fanny Cosandey und Elizabeth McCartney gezeigt haben. Solche Erkenntnisse bieten eine gute Ausgangslage für eine sowohl verwandtschaftsgeschichtlich wie geschlechtergeschichtlich ausgerichtete Forschung, die Mutterschaft auf der Ebene von rechtlich-politischen Diskursen über Regentschaft analysiert. In welchem Verhältnis derartige Diskurse jedoch zur Herrschaftspraxis standen, wie in diesem Kontext Königinmutter-Sein konkret funktionierte und als verwandtschaftliche Beziehung und Praxis zu verstehen ist, bleibt bislang jedoch ein Desiderat der historischen Forschung. Genau hier setzt Julia Heinemann mit ihrer Arbeit an. In insgesamt fünf Kapiteln und einer Schlussbetrachtung entwickelt sie ihre Kernidee von der Regentschaft der Catherine de Médicis *als einer sozialen und politischen Praxis*, die Königinmutter als eine relationale verwandtschaftliche Figur. (S. 40f.)

Was Verwandtsein für die Akteurinnen und Akteure konkret bedeutete und wie die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Mutter und Kindern in der Kommunikation hergestellt und ausgehandelt wurden, das ist die zentrale Frage des Buches und wird daher nicht bereits einleitend konzeptionell festgelegt, sondern soll erst im

Weiteren herausgearbeitet und entwickelt werden. Nach einem ersten Kapitel über die französische Monarchie im 16. Jahrhundert, das den historischen Kontext der Regentschaft knapp umreißt, folgt daher ein zweites Kapitel, das sich ausführlicher mit dem Quellenmaterial befasst, welches die Grundlage der Arbeit bildet, nämlich jene große Zahl an Briefen (es sind über 1500 überliefert!), die sich Catherine de Médicis und ihre Nachkommen in den Jahren zwischen 1560 und 1589 – zwischen dem Beginn der Regentschaft und dem Tod der Königinmutter – schrieben. Die Auswahl der Schreiben erfolgte aufgrund der Anreden: Es wurden alle Personen berücksichtigt, die von Catherine de Médicis als *fils* oder *fille* (beziehungsweise *petit-fils/petite-fille*) bezeichnet wurden. Dies betrifft interessanterweise sowohl leibliche als auch Schwiegerkinder sowie teilweise sogar Enkelinnen und Enkel und neue Ehepartnerinnen von Schwiegersöhnen. Auf diese Weise konstituiert (oder konstruiert) Julia Heinemann eine Gruppe aus der Perspektive der Königinmutter, die letztere als „Kinder oder Kinderschar“ bezeichnete. Den Begriff „Königsfamilie“ verwendet Heinemann, wie auch Cathérine de Medicis selbst, in diesem Sinne „möglichst offen – es ist immer wieder neu die Frage, wer oder was sie war...“. (S. 68)

Tatsächlich bildet so die Briefauswahl selbst schon eine wesentliche Vorentscheidung darüber, was (und wer) jeweils als ‚verwandt‘ betrachtet wird – eine Vorentscheidung, die Heinemann im dritten Kapitel dann auch konzeptionell weiter vertieft. Unter dem Titel „Leib und Liebe“ werden die verschiedenen Formen, Verwandtschaft zu konstituieren und (auch politisch) zu nutzen, vorgestellt. Im vierten Kapitel folgt schließlich hierauf aufbauend die Selbstdarstellung und -konzeptionalisierung der Königin und Mutter Catherine de Médicis, deren Aktivitäten und Funktionen vom „Nähren“ über das „Ratgeben“ bis hin zum Herrschafts- und Machttransfer reichten. Im fünften und letzten Kapitel liegt schließlich der Akzent auf der weiteren Bedeutung dieser verwandtschaftlichen Konzepte und Konstruktionen für „Ehre, Haus und Staat“ und damit im weiteren Sinn für die Herrschaftslegitimation und -ausübung in der französischen Monarchie des 16. Jahrhunderts. In der Schlussbetrachtung kehrt Heinemann dann nochmals zurück zu den Eingangsfragen und -überlegungen, resümiert die gewonnenen Erkenntnisse und rundet so das Buch in überzeugender Weise ab.

Julia Heinemann konzentriert ihre Forschung vor allem auf die Selbstdarstellung und auf die gleichsam „diplomatischen Handlungen“, wie sie in den Briefen der Königinmutter (nicht der Regentin!) an ihre Kinder, Schwieger- und Enkelkinder hervortreten. Und hier zeigt sie – was in der Forschung bislang sicherlich noch nicht genügend Beachtung gefunden hat –, dass die Position des Mutter-Seins, vielleicht sogar mehr noch als die Position der Ehefrau des Fürsten (beziehungsweise im französischen Kontext die der gekrönten Königin), eine hervorragende Ressource für weibliche Herrschaftsausübung darstellte – allerdings im Kontext einer generell durch Verwandtschaftsbeziehungen charakterisierten politischen Herrschaft und in diese eingebunden.

Zur Herausforderung wird angesichts einer solchen Interpretation dann aber die Frage, was genau die Position der Königin*mutter* – etwa im Unterschied zu derjenigen der Königin-Ehefrau – auszeichnete und was die jeweilige geschlechtliche Codierung dabei für eine Rolle spielte. Gleichzeitig werden aber auch die geschlechtsspezifischen Konnotationen des Mutter-Seins zum Problem, wenn etwa in frühneuzeitlichen Fürstenspiegeln Herrschaft als männlich codiert wurde, und zwar vor allem in Gestalt von (Haus-)Vätern und Ehemännern. Bereits in der Einleitung verweist Julia Heinemann explizit darauf, dass nur eine konsequente Historisierung – und zwar nicht nur des Verwandtschaftsbegriffs und seiner Bedeutung im Rahmen politischer Herrschaft, sondern ebenso der Begriffe der Mutter beziehungsweise der Mutterschaft – für die Analyse taugliche Ergebnisse zeitigen könne:

„Das Erkennen von historischer Alterität beginnt im vorliegenden Fall schon bei der Feststellung, dass das, was wir heute Biologie nennen, für Catherine de Médicis und ihre Nachkommen keine unverhandelbare Tatsache darstellte; physiologische Konzeptionen von Verwandtschaft und Abstammung erscheinen in der Praxis situativ und wandelbar.“ (S. 43)

Auf welche Weise Mutterschaft und Herrschaft verflochten sind, blieb bislang in der Geschichtswissenschaft ein wenig diskutierter Aspekt – weder in der Forschung zu Herrschaft und Geschlecht (beziehungsweise zu weiblicher Herrschaft in der Frühen Neuzeit und darüber hinaus) wird diese spezifische Konfiguration bislang ausführlicher diskutiert, noch wird in Studien zu Mutterschaft, Mütterlichkeit oder Mutterliebe der Herrschaftsaspekt intensiver berücksichtigt, vielleicht abgesehen von Forschungen zu Müttern in der Oberschicht der italienischen Städte während der Renaissance, wie Julia Heinemann zurecht festhält: „Während Vaterschaft in der neueren historischen Forschung vor allem mit Transmission assoziiert wird – von Namen, Ansprüchen, Wissen etc. –, wird Mutterschaft immer noch oft physiologisch und fürsorglich verstanden. Der Zusammenhang Mütter – Frauen – Biologie scheint schwer zu durchbrechen.“ (S. 48)

Nun macht es aber auch nicht viel Sinn, Mutterschaft völlig analog zu Vaterschaft zu konzipieren – das ist schon traditionell in entsprechenden Diskursen seit der Antike keine aufzufindende Parallelität, im Gegenteil; beim Vater wird häufig das Prinzip der ‚Urheberschaft‘ betont (übrigens nicht selten analog zum Schöpfergott, vor allem in der christlichen Adaptation aristotelischer Konzepte), mit Mutterschaft wird eher Passivität assoziiert (der Mutterleib als ‚Ackerboden‘, ‚Gefäß‘ etc.) und weniger das ‚Hervorbringen‘ von Nachkommen (etwa im Geburtsakt). Als produktiv erweist sich hierfür vielmehr, so Julia Heinemann weiter, „die methodische Unterscheidung zwischen *motherhood* und *mothering*, die unter anderem auf eine vielzitierte Studie von Adrienne Rich, „Of Woman Born“, zurückging: Während *motherhood* eine Institution bezeichnet, die vor allem aus feministischer Perspektive mit dem Patriarchat assoziiert wurde, wird *mothering* als Prozess und Set von diversen Praktiken und Beziehungen verstanden. Dabei lässt sich zeigen, dass solche Praktiken nicht an ein Geschlecht

gebunden sind, nicht isolierbar von anderen Beziehungsformen und von einer Vielzahl von Akteurinnen und Akteuren ausgeführt wurden.“ (S. 49)

Ein konzeptioneller Zugang zum Muttersein als Praxis (*mothering*) bietet in der Tat den Vorteil, dass er die Kontextbezogenheit und Wandelbarkeit des Königinmutter-Seins sichtbar macht. Der Fokus auf das Mutter-Sein als Set von Praktiken wird konzeptionell erweitert, indem er mit der Annahme der Mehrfach-Relationalität der verwandtschaftlichen Figur der Mutter verbunden wird. Dies wirft insbesondere die Frage, inwiefern Muttersein, Geschlecht und Körper überhaupt in Zusammenhang stehen, wieder und auf neue Weise auf. (S. 50) Tatsächlich zeigt sich in einer solchen Perspektivierung dann zum Beispiel, dass *Transmission* ein ganz zentraler Aspekt auch der Figur der Königinmutter war, der letztlich ja auch eine wichtige Komponente nicht nur von Verwandtschaft, sondern auch von fürstlicher Herrschaft schlechthin darstellt. So wird hier auch eine Parallele zum Konzept der (fürstlichen) Vaterschaft sichtbar, die sich etwa in der Hervorhebung der mütterlichen beziehungsweise väterlichen *Liebe* zu den Kindern/Söhnen als Urgrund mütterlicher beziehungsweise väterlicher Autorität zeigt. Auch die Rolle und Funktion des Ratgebers beziehungsweise der Ratgeberin scheint geschlechtlich eher unspezifisch gewesen zu sein – oder aber Catherine eignete sich diese zunächst männlich gedachte Rolle („*conseiller du roi*“) erfolgreich für ihre eigene Herrschaftspraxis und Legitimation an. Und dies gilt schließlich auch für ihre Funktion als „Vorbild“ für die jüngere Generation, die Julia Heinemann besonders hervorhebt.

Zeichnet sich hier also ein De-Gendering der Herrscher\_innenposition ab – oder eher eine (individuelle) Aneignung herrscherlich-männlicher Qualitäten? Ein De-Gendering oder eben auch eine Aneignung männlich-väterlicher Herrschaftstitel und -funktionen findet sich auch dort, wo Catherine de Médicis sich in ihren Briefen „angesichts des verstorbenen Vaters auch in eine Linie von französischen Königen stellt und geradezu selbst zum König und Vater werden“ konnte. (S. 445)

Anderes gilt dagegen für das Konzept der *nourriture* – oder englisch *nurturing* –, das in der anthropologischen Forschung meist mit Mutterschaft oder Muttersein verbunden wird, wie Julia Heinemann konstatiert. Im Allgemeinen verbindet sich damit die Idee der „nährenden Mutter“ – also vor allem der stillenden Frau beziehungsweise der Nähr-Mutter (ein anderes Wort für Amme), was ja nicht identisch sein muss. Auch Catherine de Médicis verweist in ihren Briefen immer wieder darauf, wie sie die Kinder „nährt“ (beziehungsweise im mütterlichen Körper genährt hat). Zeigt sich hier nicht ein substanzieller Unterschied – gar ein Vorteil – in der Mutter- gegenüber der Vaterrolle? Immerhin, so betont Julia Heinemann, unterstrich Catherine in ihrer Korrespondenz immer auch den schöpferischen Akt des „Herstellens“ von Nachkommen: „*Ceux que j'ai fait*“ – „Jene, die ich gemacht habe“ – sind ihre Kinder und Kindes-kinder, wodurch sie sich in ihrem Herrschaftsanspruch und Gebaren deutlich von dem der männlichen Thronfolger absetzte: „Während für die königlichen Töchter und

Söhne die Geburt Herrschaftsansprüche begründete, war es für die Königinmutter das Gebären und das fortdauernde Formen der Kinder.“ (S. 443)

Vollends komplex wird das Bild dort, wo sich Catherine nicht nur als Mutter des regierenden Sohnes, sondern gleichsam auch als eine Art Ehefrau oder Gefährtin präsentiert – und damit den Sohn in die Position des Hausvaters und Eheherrn emporhebt, ohne jedoch gleichzeitig auf ihre mütterliche Autorität verzichten zu wollen (S. 445). Dies lässt sich vor allem auch dadurch erklären, dass, wie Julia Heinemann richtig festhält, die Briefe eben Teil der Praxis selbst sind und nicht in erster Linie als theoretische Entwürfe gelesen werden dürfen, sondern ihrerseits höchst situativ, wenn auch ganz und gar nicht ‚privat‘ oder gar intim gewesen sind, sondern im Gegenteil als Herrschaftsinstrumente und -legitimation Geltung beanspruchen konnten oder sollten. Da der tote König und Vater in den Briefen weder als Autor noch als direkter Adressat in Erscheinung treten kann, verschiebt sich das diskursive Feld zugunsten der Mutter und ihrer Selbst- und Herrschaftsentwürfe. Insofern ist es meines Erachtens nach auch wenig erstaunlich, dass Catherine de Médicis die gesamte Bandbreite von Herrschaftslegitimation und Familienrollen dafür nutzte, die Familie zusammenzuhalten und damit die Herrschaft für die Dynastie zu erhalten.

Julia Heinemann zeigt in ihrem Buch sehr klar, dass Mutterschaft – insbesondere innerhalb der spezifischen Konstellation in der französischen Monarchie des 16. Jahrhunderts – eine besondere Ressource für weibliche Machtansprüche darstellte, vor allem auch deshalb, weil Catherine de Médicis eine so besonders fruchtbare und damit ‚erfolgreiche‘ Mutter war und weil sie im Namen ihres unmündigen Sohnes, nicht aber in dem ihres verstorbenen Mannes, ab 1560 (mit-)regierte. Offen bleibt dabei aus meiner Sicht letztendlich, inwiefern die Königin-Mutterschaft nicht doch auch in Verbindung mit der Rolle der Witwe und Stellvertreterin des ‚Eheherrn‘ und königlichen Hausvaters gedacht werden sollte und auch wurde.

*Claudia Opitz-Belakhal, Basel*

Ruth Nattermann, **Jüdinnen in der frühen italienischen Frauenbewegung (1861–1945). Biografien, Diskurse und transnationale Vernetzungen** (= Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 140), Berlin/Boston: De Gruyter 2020, 326 S., ca. EUR 100, –, ISBN 978-3110693287.

Ruth Nattermanns Buch ist nicht nur eine nationale Frauenbewegungsgeschichte, sondern ihr ‚italienisches‘ Fenster eröffnet verschiedene Perspektiven auf zentrale Themenfelder der Frauen- und Geschlechtergeschichte: Wie funktionierte die Kategorie Geschlecht/Frausein in ihrer Relationalität, konkret, wenn Jüdisch-Sein als (Identitäts-)Marker gesetzt wird? Wie fand der Wissenstransfer im internationalen